

ICH
HÖR
JETZT
auf

Jasmin
Rogg

Das eigene Suchtverhalten
erkennen und loslassen

Man wird erinnert ... an die Vergänglichkeit, zurückgeworfen auf die vage Ahnung des großen Ganzen. Die Vergeblichkeit aller Sehnsüchte, Mühen und Sorgen kommt auf. Ewige Liebe und Treue bleiben im eigenen Inneren zurück (oder auch nicht). Besitz und Anerkennung werden als flüchtig entlarvt. Das ist mal eine Erleichterung.

Ich wollte, dass mir nichts was ausmacht. Es gab eine Zeit, da haben mir Heroin und Alkohol dabei geholfen. Leider kam mir ganz nebenbei (und erst mal unauffällig) das Gute abhanden, das mir gegeben worden war. Der Weg der Sucht führte mich in die Hölle und wieder zurück. Ich bin eigentlich schon froh, noch da zu sein und erzählen zu können, wie ich mich der giftinduzierten verzweifelten Gleichgültigkeit entziehen konnte.

Entscheidungen waren immer fragwürdig. Ich hatte irgendwie keine Ahnung, ging wie eine Schlafwandlerin durchs Leben und lebte

Gefühle aus, im Guten wie im Schlechten. Das Resultat war ein unruhiges Dasein voller Liebe und Aufregungen. Nach und nach geriet ich in einen alpträumhaften Zustand, der nicht auszuhalten war. Es gibt verschiedene Blickwinkel, aus denen sich meine Geschichte erzählen lässt, und je nach Gesichtspunkt und momentanen Lebensumständen könnte sie auch unrichtig erscheinen. Ich kann es aber vielleicht so zusammenfassen: Ich habe mehrere Leben geführt, in Begleitung vieler wunderbarer und besonderer Menschen, von denen mir manche trotz meiner diversen Wandlungen geblieben sind (einige sind mir abhanden gekommen). Sie haben nicht immer das gemacht, was ich wollte. Ich vergebe ihnen. Als ich mich dem wilden, leichtsinnigen und verzweifelten Tanz am Rande des Abgrunds hingab, habe ich sie verletzt und musste sie dann auch um Verzeihung bitten. Ich wünschte, ich hätte es nicht allen so schwer gemacht, aber

so war es nun mal.

Um meinen Lesern keine ausschweifenden Schilderungen suchtbedingter Zwangslagen zuzumuten, möchte ich hier eine Geschichte erzählen, die irgendwann Anfang der Neunzigerjahre stattfand (die zeitlichen Zusammenhänge sind mir ein bisschen verschwommen). Mein Verstand war ganz offensichtlich beeinträchtigt. Nachdem ich meine erste Ehe sowie meine Psychotherapiepraxis hinter mir gelassen hatte, zog ich mit meinem Sohn Jesse wieder zurück nach München (ohne einen Gedanken darauf zu verschwenden, dass ich ihn dadurch seinem liebevollen Vater in Los Angeles, der ihn über alles liebte, entzog). Mein zweiter Ehemann und ich arbeiteten hart in unserem flotten kleinen Schuhgeschäft für einen Lebensstil allnächtlicher Ausschweifungen und einer großzügigen Dauerversorgung mit Heroin. Erschöpft von unserem eigenen Hedonismus,

beschlossen wir, nach Goa (Indien) zu reisen, um uns eine kleine Auszeit zu gönnen und wieder zu Kräften zu kommen.

Meine Freundin hatte uns in ihr Haus eingeladen. Wir ließen also den rauen deutschen Winter für einige Wochen hinter uns und trafen auf die in Goa ansässige Gemeinde von Vollzeitreisenden aus aller Welt, die sich diesen paradiesischen Ort wegen seiner sanften, warmen und angenehm duftenden Luft, der wunderschönen Strände und der lebenswerten und freundlichen Einheimischen ausgesucht hatten. Schon am ersten Tag hatten wir eine tolle Quelle für erstklassiges Heroin zu einem super Preis ausfindig gemacht als Ergänzung zu unserem Johnny-Walker-Konsum. Und so ging es in einem ununterbrochenen Drogentran weiter.

Wir erhielten den Rat, uns ein Motorrad zu leihen, um mobil zu sein. Der Verkehr auf den unbefestigten Straßen war etwas verwirrend,

weil in Indien ja das englische Linksfahrgebot gilt. Die diversen Verkehrsteilnehmer aus allen Ländern waren sich dabei nicht so sicher, weshalb man sich regelmäßig im letzten Moment durch Augenkontakt mit dem entgegenkommenden Fahrer entscheiden musste. Wir fanden das lustig – und dann hatten wir auch schon einen Unfall. Mein Mann verletzte sich am Ellbogen, ich am Knöchel. Genaugenommen war es uns egal (Heroin ist ein Schmerzmittel), und wir wuschen uns im einigermaßen verunreinigten Meer den roten Sand aus den Wunden. Wir dachten überhaupt nicht an eine Behandlung oder Bandage. Seine Wunden begannen zu heilen. Meine nicht, weil sie durch ihre Bodennähe ständig in Kontakt mit Schmutz und Sand kamen.

Meine Wunden wurden größer und fingen an zu eitern. Beim Hinsetzen streckte ich das verletzte Bein weg von mir, so als wollte ich nichts damit zu tun haben. Als ich einem